

Christoph Kienemann: Der koloniale Blick gen Osten. Osteuropa im Diskurs des Deutschen Kaiserreiches von 1871, Paderborn: Schöningh 2018, 310 S., ISBN: 978-3-506-78868-9.

Kolonialismus ist *en vogue*, oft pervertiert der Begriff jedoch zu einem Schlagwort der kurzatmigen Zeitgeistdebatten oder wird als politischer Kampfbegriff gebraucht. Umso mehr besteht Bedarf an wissenschaftlich-differenzierenden Darstellungen. Eine solche ist die hier anzuzeigende Monografie von Christoph Kienemann, die auf seine Dissertation an der Universität Oldenburg zurückgeht.

Dem Verfasser geht es um Osteuropa, genauer: um den „Diskurs des deutschen Kaiserreiches über Osteuropa“ (S. 8). Die Elle, die Kienemann anlegt, ist die, „ob der Osteuropadiskurs die charakteristischen Merkmale eines kolonialen Diskurses aufweist und den Deutschen damit die Identität einer kolonialen Nation zuweist“ (S. 8). Methodisch bedient sich der Autor sowohl der Stereotypenforschung als auch der Diskursanalyse, um schließlich Gedanken der *postcolonial studies* für sein Thema aufzugreifen.

Nach einem konzisen Überblick über die Forschungslandschaft beginnt die Arbeit mit einer historischen Einführung, bei der vor allem der Abschnitt über die „mentalen Vorbedingungen“ (S. 18-21) überzeugen kann. Methodologisch fußt das Buch in seinem diskursanalytischen Teil, wie zu erwarten, auf den Schriften Michel Foucaults, wobei die diesbezüglichen Passagen schon fast als Exkurs zu betrachten sind (S. 27-41). Historischer geht es dann bei den Ausführungen zum Kolonialismus zu, durch die nochmals verdeutlicht wird, dass diese Form der Herrschaftsausübung nicht auf überseeische Gebiete beschränkt sein muss, sondern konstitutiv eine asymmetrische Beziehung darstellt und somit unterschiedlichste Regionen zum Zielobjekt haben kann (S. 42-48). Überraschend ist, dass in diesem Zusammenhang den wirtschaftlichen Aspekten keine Aufmerksamkeit geschenkt wird; das wäre vor einigen Jahrzehnten im Zeichen der Imperialismusdebatte („the flag follows the trade“) noch unmöglich gewesen. Ein in den letzten Dekaden stattdessen stark in den Vordergrund gerücktes Analyseinstrument ist die Stereotypenforschung, die auch in dieser Arbeit genutzt wird (S. 49-54).

Der Hauptteil beginnt mit den Raumvorstellungen, die den Begriff Osten (mit)charakterisieren und die, so Kienemann, „eine[n] legitimen kolonialen Anspruch[s] der Deutschen über den Raum Osteuropa“ (S. 56) begründen sollen. Den historischen Anknüpfungspunkt bildet die deutsche Ostsiedlung, über die auch das Kulturgefälle und damit die „koloniale Aufgabe“ definiert und begründet werden kann. Zudem finden sich die bekannten Argumentationsmuster eines „leeren“ Raumes, der seiner kolonialen Urbarmachung harre. Auch wenn diese Narrative teilweise schon seit langem bekannt sind, präsentiert der Autor seinen Stoff in konziser Form und mit einer überzeugenden Argumentation. Von besonderem Interesse ist ein kartografiegeschichtlicher Exkurs, der verdeutlicht, wie sich auch in diesem Bereich die Beschreibungen der deutschen Siedlungs- und Sprachgebiete in Ostmitteleuropa kolonialen Überzeugungen anschlossen (S. 69-80).

Auf den folgenden Seiten geht es um Themenbereiche, die bereits seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Forschung gefunden haben, nämlich die vermeintliche kulturelle Rückständigkeit Osteuropas, u.a. versinnbildlicht in der deutschen Ostkolonisation. Es gelingt dem Autor, die diskursive Dynamik des Prozesses zu verdeutlichen und zu zeigen, wie die deutschen Eigenvorstellungen durch die antinome Wahrnehmung Osteuropas noch

aufgeladen werden (Fortschritt vs. Stagnation, Erfindergeist vs. Nachahmung usw.). Hieraus ergab sich fast zwangsläufig die Wahrnehmung eines kulturellen Gefälles, in dem die Deutschen die Rolle der Kulturträger übernahmen, aus der sie ein Recht – oder besser – die Pflicht zur Kolonisation („white men’s burden“) ableiteten. Unter diesem Diktum stand auch die preußische Polenpolitik nach 1871, bei deren Durchführung sich viele argumentative Rückgriffe auf das „Kulturgefälle“ finden.

Mochten diese kolonialen Versatzstücke im Baltikum und in Polen durchaus ihre Wirkung entfalten, konnte das für eine osteuropäische Macht nicht gelten. Dem Verhältnis zu Russland gilt daher die nächste Analyse des Verfassers, in deren Zentrum der Begriff der Ambivalenz steht. Dies ist eine geschickte Vorgabe, denn in der Tat changierte die deutsche Wahrnehmung zwischen „Angst und Bewunderung“ (S. 124). Paradigmatisch verdichtete sich dieses Bild in der Person Peters des Großen, der einerseits als Erneuerer und Modernisierer, andererseits als „typischer Russe“ (Brüggen, 1887: „[...] war die Natur Peters eine durchaus russische. Er war von heiterem und lebhaftem Charakter. Frohsinnig, gesellig, zutraulich in der Jugend, wurde er später genussüchtig, ausschweifend, zügellos im Vergnügen [...]“, S. 130) geschildert wurde.

Ein weiteres Kapitel widmet sich der „polnischen Wirtschaft“: Es geht also um die wirtschaftliche Entwicklung Osteuropas, vom Autor gut mit dem Anglizismus des *Failed State* charakterisiert. Natürlich dienten diese Diskurse auch der Legitimierung der polnischen Teilungen und atmeten insofern kolonialen Geist, als ihnen das Modernisierungsversprechen einer Kolonialmacht inhärent war. Zugleich wurde die wirtschaftliche Minderwertigkeit immer auch mit dem Fehlen einer fremden (in diesem Fall deutschen) Führungsschicht in Verbindung gebracht. Auch Dekadenzvorstellungen (in Bezug auf den „schuldigen“ polnischen Adel) ließen sich in dieses Erzählmuster einfügen, dessen Bilateralität am besten im Begriff des deutschen Kulturträgetums zu erkennen ist. „Der Aspekt der kulturellen Überlegenheit der deutschen Nation muss als zentral für die Herstellung eines kolonialen Diskurses gesehen werden“ (S. 154). In der Tat sind die Autostereotypen ubiquitär, denn auch die Fähigkeit zur staatlichen Organisation wird als kultureller Gradient verstanden.

Und schließlich stehen die Menschen im Mittelpunkt, genauer ihre vermeintlichen Eigenarten. Es ist wichtig, die rassischen Argumente differenziert zum eigentlichen Kolonialraum zu sehen, „[...] denn im Gegensatz zum Afrikadiskurs war der Osteuropadiskurs offener für eine mögliche Assimilierung der Slawen an die deutsche Nation“ (S. 181). Der Autor weist nach, dass dennoch viele biologisch-rassische Versatzstücke in die Debatten miteinfließen, um eben doch eine „otherness“ der Slawen konstruieren bzw. nachweisen zu können. Von hier ist dann der Sprung in die völkische Ideologie nicht mehr weit – und dementsprechend wurde auch vereinzelt schon von „verweichlichten“ Semiten und „höherstehenden“ Ariern gesprochen. Außerdem ist im völkischen Verständnis eine Assimilation *a priori* unmöglich, es geht um den Daseinskampf verschiedener Ethnien. Derlei sozialdarwinistische Argumente belegen, wohin die Reise gehen sollte, und es ist aus dieser Sicht vielleicht wenig verwunderlich, dass ein deutlicher Wandel der Stereotypen etwa um die Jahrhundertwende erkennbar wird. Jede Erörterung der deutschen Vorstellungen von Osteuropa wäre unvollständig, würde man nicht auf die „Ostjuden“ eingehen. Dabei ist mit Kienemann durchaus überraschend festzuhalten: „Die Debatte über die Ostjuden zeigt sich somit nuancierter als der Hauptstrang des Osteuropadiskurses, in dem sich deutlicher die kolonialen Formationen aufzeigen lassen“ (S. 232).

In seinem Fazit zieht Kienemann die Schlussfolgerungen aus der empirisch erarbeiteten Quellenanalyse, nämlich, „[...] dass es sich bei einem großen Teil des deutschen Osteuropadiskurses tatsächlich um einen kolonialen Diskurs gehandelt hat“ (S. 233). Er hält fest, „[...] dass sich das Koloniale im Diskurs auf zwei Ebenen zeigt; einerseits als direkte Debatte über eine tatsächliche koloniale Besiedlung Osteuropas und andererseits die zahlreichen unbewussten Bilder über den Osten, die klare koloniale Züge tragen“ (S. 233).

In einem letzten, „Perspektive und Ausblick“ betitelten Kapitel untersucht der Verfasser die Auswirkungen dieser mentalen Prädisposition für den Kriegsausbruch und die deutsche Besatzungspolitik im Osten. Allerdings konzentriert sich die Argumentation mit der Besatzungspolitik auf einen Bereich, der seit einiger Zeit gut erforscht ist und deutlich koloniale Verhaltens- und Vorgehensweisen aufweist. Schließlich geht es um Kontinuitäten zur Vernichtungspolitik des nationalsozialistischen Deutschland.

Der Autor kommt zu Recht zu einem abwägenden Fazit, das in einigen Details (so wird man den Wandel der deutschen Minderheitenpolitik der Weimarer Republik in Abgrenzung zum Kaiserreich vor allem auf die Grenzabtretungen des Versailler Vertrages und nicht zwingend auf koloniale Diskurse und Radikalisierungen zurückführen) nicht völlig überzeugen kann. Ob man die Vertreibung und Umsiedlung der Deutschen nach 1945 als Dekolonisationserfahrung analytisch erfassen kann, erscheint dem Rezensenten schon allein deswegen als wenig überzeugend, weil die in allen kolonialen Diskursen beschworene Raumerfahrung und Fremdheit (*othering*) schlichtweg nicht zutrifft. Königsberg oder Danzig finden in diesen Begrifflichkeiten keinen Platz, es sei denn man beschränkt sich auf formale Ähnlichkeiten: „Während der Teilung Indiens oder infolge des Algerienkrieges kam es – ähnlich wie bei der Vertreibung der Deutschen – zu einer bedeutenden Neustrukturierung der Bevölkerung durch Flucht- und Vertreibungsbewegungen“ (S. 267). Es erscheint zu weitgehend, „[...] die Geschichte der Vertreibung an die deutsche Kolonialgeschichte anzuknüpfen“, und zwar „als logische Konsequenz aus dem analysierten deutschen Osteuropadiskurs“ (S. 268). So anregend diese Überlegungen sind, eine solche kausale Abfolge schießt deutlich über das Ziel hinaus.

Diese Bedenken ändern nichts an dem grundsätzlich positiven Urteil zum Buch: Sprachlich ist die Arbeit gelungen und auch die Mischung aus Zitaten und Analysen ist als ausgewogen zu bezeichnen. Nur wenn man sich ein eigenes Bild von den originalen Texten machen kann, wird die Argumentation des Autors wirklich nachvollziehbar. Insofern dienen die meist mehrere Sätze umfassenden Zitate vor allem dem Leser für eine eigenständige Bewertung. Sie zeigen aber auch in ihrer teilweise nicht einmal mehr ansatzweise nachvollziehbaren Argumentation, wie stark zeitbezogen historische Forschung immer war und ist. Auch im 21. Jahrhundert sollten wir uns vor allzu großer Selbstgewissheit und zeitgeistigen Strömungen in Acht nehmen.

Joachim Tauber, Lüneburg